In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 184. Posen, den 12. August 1928. 2. Jahrg.

Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.

3. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Maxell und sein Freund waren schon früh am Nachmittag fortgegangen und hatten unter sengender Sonne zwei Stunden lang auf den Kurier gewartet. Obgleich Maxell Rechtsgelehrter war, sa bedrückte ihn doch die Tatsache, daß er mit den Feinden des Sultans konspirierte, keineswegs. Er kannte die Geschichte des Landes zu gut, um sich viel um Sultan oder Kronprätendenten zu kümmern. Die Regierung des Sultans, die durch Volkserhebungen und die Genußsucht des Monarchen gekennzeichnet war, war bereits gerichtet. Sein Onkel, El Mograb, eine geborene Führernatur und Befehlshaber von siebentausend gutbewaffneten Soldaten, wartete nur den psychologischen Moment ab, um loszuschlagen, und Abdul, mit seinen Automobilen, seinen Messingbettstellen und seinem Flitterkram, würde dann in dem Gefängnis verschwinden, das für solche ausschweifenden und schwankenden Herrscher reserviert ist.

Die Nachrichten von El Mograb waren gut. Er bestätigte noch einmal die Konzession, die einer seiner Sheriffs in seinem Namen erteilt hatte, und sandte im blumigen Arabisch eine Dankesbotschaft an den Mann, der ihn mit den so notwendigen Gewehren versorgt hatte.

„Das war neu für mich," sagte Cartwright, als sie zur Stadt zurückritten. „Ich wußte nicht, daß Sie Geschäfte mit Geschützen machen, Maxell, oder daß Sie mit El Mograb so dick befreundet sind."

„Ich habe El Mograb gern," sagte Maxell. „Er gehört zu den Mauren, die einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. Sie dürfen nicht vergessen, daß ich Marokko schon seit meiner Jugendzeit besucht und daß ich die meisten Anführer persönlich kenne. Ich kannte El Mograbs Bruder, der bei Tetuan gefallen ist; als er noch Liebling bei Hofe war, hat er mich in Fez gastfreundlich aufgenommen."

„Was gilt sein Wort?"

„Es gilt mehr als alle Verträge, die jemals zum Stempeln ins Staatsarchiv kamen," der andere wurde emphatisch. „Ich denke, Sie können Ihren Plan ruhig weiter verfolgen."

Cartwright nickte.

„Ich werde nach London fahren, um Geld aufzunehmen. Wir werden im ganzen ein paar Millionen brauchen, aber eine halbe Million wird zunächst genügen, um weiterzukommen. Sie würden besser daran tun, in den großen Plan mit einzusteigen, Maxell. Es gibt für Sie nichts zu verlieren. Sie bleiben sozusagen immer zu ebner Erde. Was hat das für Zweck, wenn Sie immer mit Ihrer kleinen Gesellschaft — ich meine die Parent-Company — herumpusseln?"

„Ich habe Vertrauen dazu. Und ich kenne genau die Größe meiner Verpflichtungen."

„Sie sind ein Narr," sagte der andere kurz. „Der große Wurf kann für Sie Millionen bedeuten, und ich brauche Ihre Hilfe und Ihre Anleitung."

Maxell zauderte. Der Köder war verlockend, der Lohn war ungeheuer. Aber es hieß, ein Risiko auf sich zu nehmen, auf das er nicht vorbereitet war. Er kannte so ziemlich Cartwrights finanzielle Methoden; er hatte sie in ihrer Auswirkung beobachtet und bei der einen oder anderen Gelegenheit hatte er nicht wenig dazu beigetragen, um Cartwright vor den Folgen seiner eigenen Gescheitheit zu schützen. Immerhin — überlegte er — Cartwright würde keine Schwierigkeiten haben, das Geld in der Oeffentlichkeit aufzutreiben, und seine eigene Zugehörigkeit zum Ausschuß würde sicherlich eine Garantie dafür sein, daß sein Gefährte vom geraden Wege nicht abweichen könnte.

Obgleich es nicht allgemein bekannt war, daß er in einige von Cartwrights Unternehmungen verwickelt war, so war doch in einflußreichen Kreisen ein gewisses Getuschel aufgekommen. Man hatte ihm einen Wink gegeben, daß es wohl besser wäre, wenn er sich von diesem Gentleman fern hielte, der zwar ein bewundernswerter Geschäftsmann sei, aber doch eine Vorliebe für Unternehmungen habe, die gelegentlich dicht ans Illegale streiften. Aber diese einflußreichen Kreise hatten nichts von einem wirklichen Versprechen verlauten lassen, daß sie, die sein Wohlergehen ganz in ihren Händen hielten, seine Zukunft nicht vergessen wollten.

Er war ein ehrgeiziger Mann, aber sein Ehrgeiz blieb durchaus in den Grenzen des Möglichen. Die Dienste, die er der Regierung erwiesen hatte, verdienten eine Anerkennung, die einzige Frage war, wie diese Anerkennung aussehen würde. Seine Sprachkenntnisse befähigten ihn für einen wichtigen Posten im Auswärtigen Amt; aber das Auswärtige Amt war von einem dichten Gehege umgeben, und es war schwer, dies zu durchbrechen. Es gab zu viele ständige Beamte, die die Aemter bei der Regierung als Familienangelegenheit betrachteten und eifersüchtig waren auf jede Begünstigung, die Personen außerhalb ihres eigenen Kreises traf.

Als er an diesem Tage zum Lunch ging, traf er Cartwright beim Lesen eines Telegramms, das er zusammenfaltete und in die Tasche steckte, als der andere hereinkam.

„Meine kleine Freundin ist in Gibraltar angekommen," berichtete Cartwright nur obenhin.

Maxell sah ihn neugierig an.

„Was soll nun geschehen?"

„Ich schicke sie nach Hause."

Cartwrights Stimme hatte einen munteren Klang, und er sprach in der Art eines Mannes, dem das angeschnittene Thema zur Diskussion zu uninteressant ist.

„Und dann?" drängte Maxell weiter. Der andere zuckte mit den Achseln.

„Ich habe ihr ein Einführungsschreiben an einen Freund mitgegeben. Auch habe ich Verbindungen mit ein oder zwei Theatern in der Stadt."

Maxell erwiderte darauf nichts. Er hätte über diese Angelegenheit ebenso leicht wie sein Gefährte hinweg-

gehen können, denn die Zukunft des Mädchens interessierte ihn kaum.

Sie war für ihn nur eine Gestalt auf der Bühne gewesen. Ihre private Persönlichkeit, ihre eigentliche Erscheinung, hinterließen keinen wirklichen Eindruck. Aber wenn ihn das Mädchen auch nicht interessierte, so interessierte ihn um so mehr Cartwrights persönliche Einstellung. Das war ein Mann, von dem er nicht allzu viel wußte. Irgendwie fühlte er, daß er kaum in die Oberfläche von Cartwrights Charakter gedrungen war, obgleich er ihn jahrelang kannte, und obgleich sie zusammen auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiteten.

Das Benehmen dieses Mannes dem Mädchen gegenüber war merkwürdig, aber auch sehr lehrreich für ihn als kaltblütigen Beobachter, der auf diese Weise einen Menschen entdeckte, der ihm bisher völlig fremd geblieben war, einen neuen Menschen, so völlig verschieden von der vertrauten Erscheinung, der er im Klub oder im Salon begegnet war, daß er ihn kaum wiedererkannte. Gerade diese Seite Cartwrights hätte er gern kennen gelernt, weil er davon am wenigsten wußte.

„Sie werden sie wahrscheinlich nicht wiedersehen wollen?" er spielte mit seinem Messer und sah scheinbar gleichgültig aus dem Fenster.

„Warum denn nicht?" fuhr ihn Cartwright mit plötzlicher Gereiztheit an: „Zum Teufel, worauf legen Sie es eigentlich an, Maxell? Ich kann das Mädchen sehr leicht wieder treffen — ich gehe einfach in einige Kabaretts und es ist kaum wahrscheinlich, daß ich sie verfehle. Natürlich habe ich ein gewisses Interesse für die Dame, die ich von dort befreit habe," er machte eine unbestimmte Bewegung mit der Hand zur Bucht von Tanger hinüber, „und vielleicht kann sie einmal von Nutzen sein. Sie sind doch nicht etwa verliebt in sie?"

Er versuchte, den Krieg in Feindesland zu tragen, aber es war ein Fehlschlag, denn Maxe.s blaue Augen begegneten ruhig den seinen.

„Ich weiß kaum. wie sie aussieht. Es ist auch nicht anzunehmen, daß ich mich in eine Dame verliebe, die absolut keinen Eindruck auf mich gemacht hat."

Am nächsten Tage fuhr er mit dem nach Cadiz bestimmten Dampfer ab. Sein Reiseziel war Paris und London. Er und Cartwright hatten als Reisegefährten einen schäbigen kleinen Mann, dessen Habseligkeiten in einen wachstuchüberzogenen Koffer gepackt waren, auf der mit schreienden Buchstaben, augenscheinlich vom Besitzer selbst, „José Ferreira" gemalt war.

Herr Ferreira brachte die meiste Zeit auf Deck des Schiffes zu, an seinen Nägeln kauend und seinen Groll gegen den ahnungslosen Cartwright vertiefend.

III.

Maxell blieb keine vier Stunden in Paris. Der Süd-Expreß brachte ihn um sieben Uhr morgens in die französische Hauptstadt. Mit dem Mittagszug fuhr er bereits nach London ab. Die Sommerferien neigten sich ihrem Ende zu, und es gab allerhand wichtige Dokumente, die auf seine Durchsicht warteten. Auch eine Besprechung mit dem Attorney-General*) über die Auslegung einer Klausel im neuen Schiffahrtsgesetz stand auf dem Programm. Außerdem mußte er noch an seine Wähler vor dem Wiederzusammentritt des Parlaments eine Ansprache richten.

Er grübelte umsonst nach, um in seinem Programm etwas Reizvolles zu entdecken. Das Parlament langweilte ihn, und auch die gewöhnliche juristische Praxis machte ihm kein Vergnügen mehr.

Er hatte zwar ein gewisses Interesse für die Arbeit, die er gerade für die Regierung vorhatte, und wenn er in seinen augenblicklichen Plänen auch nur den Schimmer eines Reizes fand, so lag die Ursache hierzu. in den schwierigen Problemen, die sich auf dieses neue, oberflächlich skizzierte Schiffahrtsgesetz bezogen. Es war dies eine Maßnahme, die seinerzeit in höchster Eile durchgebracht worden war, doch als sie sich im Feuer eines Rechtsstreites bewähren sollte, kamen einige ihrer schwachen Punkte zum Vorschein.

Der schwächste dieser Punkte betraf die Ladewasserlinie. In einer Klage, die vor dem Oberrichter ausgefochten wurde, hatte man eine zweifelhafte Klausel so ausgelegt, daß das ganze Gesetz dadurch zu toten Buchstaben gemacht wurde.

Es ist nicht nötig, Einzelheiten des großen Disputes wiederzugeben, der wegen der drei Worte „oder anderweitig beladen" entstand. Wichtig ist nur, zu erwähnen, daß Herr Maxell, ehe er London erreichte, einen Ausweg aus diesen großen Schwierigkeiten für die Regierung gefunden hatte.

Diesen unterbreitete er dem erleichterten Attornay-General, und mit dieser neuen Begründung konnte die Regierung dem Appellationsgericht einen so überzeugenden Fall darlegen, daß einen Monat nach Maxells Rückkehr das Urteil der niederen Instanz umgestoßen wurde.

„Und," versicherte der Attornay-General, „der Teufel mag es jetzt vor das Oberhaus bringen — er wird dennoch verlieren, dank Ihrem Geistesblitz, Maxell!"

Sie saßen rauchend im Kuppelsaal des Gerichtsgebäudes, nachdem die Entscheidung gefallen war.

„Wo haben Sie eigentlich Ihre Ferien zugebracht?" fragte der Attornay-General plötzlich.

„In Marokko," erwiderte der andere.

„In Marokko?" Der Attorney nickte gedankenvoll. „Haben Sie etwas von Ihrem Freund Cartwright gehört?" fragte er.

„Wir wohnten in demselben Hotel," entgegnete Maxell.

„Ein merkwürdiger Mensch," sagte der Attorney in Gedanken. „Ein sehr sonderbarer Mensch — was für einen Kanzler könnte dieser Bursche abgeben."

„So ist er mir eigentlich noch nie vorgekommen," lächelte Maxell.

„Kennen Sie ihn näher — ich meine, sind Sie ein guter Freund von ihm?" fragte der Attornay.

„Nein." Maxell tat gleichgültig. „Ich kenne ihn eben — viele Juristen kennen ihn."

„Sie haben doch nicht etwa Geschäfte mit ihm gemacht, wie?"

„Nein." Maxells Antwort kam sofort.

Sie war eine Lüge, und er wußte dies. Doch war sie wohlüberlegt und von dem Wunsche diktiert, in den Augen seiner Freunde gut dazustehen. Er kannte Cartwrights Ruf nur allzu gut und wußte genau, was die Partei von ihm hielt, deren Mitglied er drei Jahre lang gewesen war. Cartwright war als Abgeordneter für einen Londoner Wahlkreis einmal zurückgetreten. „Geschäftsüberlastung" hatte er als Grund angegeben, einige Leute aber behaupteten, daß er dem Druck der Fraktionsgenossen nachgegeben habe, die erfahren hatten, daß in dieser Zeit damals ein etwas unsauberer Fall vor Gericht zur Verhandlung stand, in dem Cartwright die Hauptrolle zufiel.

Es gab keine Möglichkeit, diese Behauptung zu beweisen oder zu widerlegen, weil die Klage, an der Cartwright sicherlich stark interessiert war, im letzten Augenblick zurückgezogen wurde. Die Lieblosen behaupteten, daß es Cartwright ein kleines Vermögen gekostet habe, um diese Zurückziehung durchzusetzen; sicher ist, daß eine der beteiligten Damen (sie spielte kleine Rollen im Hippoceus-Theater) ihre Bühnentätigkeit aufgab und seitdem herrlich und in Freuden lebte. Cartwright zuckte die Achseln über das Gerücht, daß diese Angelegenheit etwas Sensationelles gewesen sei — doch er schlug die politische Laufbahn nicht wieder ein.

„Das freut mich, daß Sie keine Geschäfte mit ihm machen," sagte der Attornay einfach. „Er ist ein wirklich netter Kerl, und ich glaube, er ist so geradezu und tüchtig wie der beste Mann der Stadt. Aber er ist ein verschmitzter Bursche — ein bißchen —" er zögerte — „eben nicht ganz fair. Sie verstehen mich, Maxell — oder soll man sagen, er ist ein bißchen angeschmuddelt?"

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe die Anmerkung in Nr. 181.

Wien-Posen.

Von W. Sch.

III.

Dann kam Innsbruck. Wir hatten viel Schönes genossen, aber Innsbruck verliert nichts dadurch, und man kann den Stoßseufzer des bekannten Volksliedes vollauf verstehen: „Innsbruck, ich muß dich lassen!" Es vereinigt in sich die Reize der mittelalterlichen mit denen der modernen Stadt und denen einer überwältigenden Alpennatur. Enge Altstadtgassen mit Torbögen und malerischen Wirtshausschildern; an einer Kreuzung berühren sich fast drei Schilder, der schwarze Adler, der goldene Löwe, der goldene Bär; von jeder Ecke eins. Unter den dunklen Laubengängen der Herzog Friedrich-Straße kann man bei strömendem Regen trocken die verlockenden Auslagen der verschiedenartigsten Läden bewundern; gegenüber haben wir das „Goldene Dachl", den berühmten Erker, den der Graf Friedrich mit der leeren Tasche bauen ließ, um seine Zahlungsfähigkeit zu beweisen; aber bezahlt hat er nicht. An der nächsten Ecke ein herrlicher Barockbau, das katholische Kasino. Dann die breite Maria Theresien-Straße mit der Triumphpforte, mit lebhaftem Großstadtbetrieb, auf den zu beiden Seiten wuchtige Bergriesen als Straßenabschluß herunterschauen, einen eigenartigen Kontrast bildend. Dann die Denkmäler ehemaliger Fürstenherrlichkeit, die Hofburg mit der silbernen Kapelle, in der Erzherzog Ferdinand, der Gemahl der schönen Patrizierin Philippine Welser, beigesetzt ist. Sie selbst schläft in der Hofkirche den ewigen Schlaf. Ueberhaupt diese Hofkirche! Ich habe schon viele Kirchen gesehen und vergessen. Aber die Hofkirche von Innsbruck kann man nicht vergessen. Ganz abgesehen davon, daß dort der Kaiser Maximilian I. höchst eigenhändig in einem pompösen Marmorgrabmal mit vierundzwanzig Reliefs zu ruhen geruht, finden wir dort die Denkmäler der großen Freiheitskämpfer Hofer, Haspinger und Speckbacher und etliche einfache Tafeln, auf denen die Namen von Grafensöhnen neben denen armer Wildheuer ein ehrendes Andenken finden. Auch das brave Mädchen ist nicht vergessen, das den sterbenden Brüdern mitten im Kugelregen eine letzte Labung reichte, einen Becher heimatlichen Tirolerweins. Als eine Kugel in ihr kleines Fäßchen schlug, bedeckte sie die Oeffnung mit der Hand, um den kostbaren Inhalt zu retten. Es ist nur eine kleine Episode, und doch so groß.

Endlich zeichnet sich diese Hofkirche noch aus durch 28 überlebensgroße Erzstatuen aus dem Hause Habsburg und etlichen angeheirateten Fürstenhäusern. Zwei von ihnen fallen dem aufmerksamen Beschauer besonders ins Auge durch die lebhafte Bewegung der Körperhaltung und die schöne Herausarbeitung der menschlichen Gestalt, während die anderen, in steife Erzgewänder mit überladenen Brokatornamenten vom Hals bis zu den Füßen eingehüllt oder in ebenso steife Rüstungen eingezwängt, alle dieselbe konventionelle Armhaltung aufweisen. Schade, daß der Baedeker schon vorher so indiskret gewesen war, uns zu verraten, daß Theodorich der Große und König Arthur von — Peter Vischer sind.

Dann der Ausblick vom Berge Isel, dem Schauplatz der Verzweiflungskämpfe des Jahres 1809, auf die gegenüberliegende Hochgebirgskette mit dem Hafelekar — 2300 Meter, Schwebebahn — und das wie eine glückliche Braut zu seinen Füßen sich hinschmiegende liebliche Innsbruck. Das Hoferdenkmal, an dem drei Gesangvereine aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands prachtvolle Kränze niedergelegt hatten. Schloß Ambras, ehemals der Sommersitz Ferdinands und Philippines, in dem jetzt ein Ferienkinderheim seine Stätte hatte. Sie tummelten sich gerade in einem entzückenden Plantschbecken, gefüllt mit smaragdgrünem, klarem Wasser. Glückliche Kinder!

Zum Schluß das Panorama der Schlacht am Berge Isel, von Zeno Diemer, das die ganze Gegend greifbar deutlich noch einmal zeigt, aber nun, wie sie vor 119 Jahren aussah; auf jenem Hügel steht Andreas Hofer mit seinen Getreuen und blickt spähenden Auges hinüber auf die Alpenkette, zu deren Füßen Kanonen aufblitzen; durch die Ebene ziehen die Regimenter des Feindes, Franzosen und Bayern, heran — in der Geschichte sind schon die wunderlichsten Kombinationen vorgekommen —, Pulverdampf, berstende Granaten, brennende Häuser erfüllen das friedliche Tal mit dem Entsetzen des Krieges. Im Vordergrund der Sturm auf den Berg Isel. Sterbende nehmen brechenden Auges Abschied von der schönen Heimat, um die sie Blut und Leben gaben.

„Innsbruck, ich muß dich lassen — —"

Im Festzug in Wien war eine Gruppe: Hofer, Speckbacher, Haspinger. Da hatten die Heilrufe auf einmal merkwürdig gedämpft geklungen, und die Taschentücher hatten nicht nur zum Winken dienen können.

Recht früh am Morgen, wie gewöhnlich, ging unser Zug nach der Grenzstation Scharnitz. Aber wir verließen das schöne Oesterreich noch nicht endgültig. Hinter Garmisch passierten wir noch einmal die Grenze, denn wir wollten von Ehrwald aus die Zugspitze besteigen.

Das heißt: wir wollten, aber wir konnten nicht. Denn nun schrieb man den 31. Juli, und wir mußten am 2. August um 12 Uhr mitternacht in Bentschen sein, und für München sollte auch noch ein Tag übrig bleiben. Man sieht, wir konnten wirklich nicht, sonst hätten wir es ganz bestimmt getan, denn wir hatten Blut geleckt. Aber man braucht dazu mindestens zwölf Stunden. Darum sage niemand etwas gegen die Schwebebahn, denn dazu braucht man nur 12 Mark (Plus 60 Pf. Versicherung, 12 000 Mark im Todesfalle, 30 000 für Invalidität). Zeit ist Geld, heißt es, aber 12 Stunden sind nicht immer gleich 12 Mark. Zwölf Mark hatten wir, zwölf Stunden nicht.

Man fährt also im Auto zur Talstation, läßt sich seine Fahrkarte nebst Nummer geben — für Sänger 25 Prozent Ermäßigung — und wartet, bis man dran ist. Wir bekamen Nr. 127 bis 129, und dran war 24—43. Also warteten wir zwei Stunden zwanzig Minuten. Aber das macht nichts, denn man ist in fünfzehn Minuten oben. Es geht alles in der schönsten Ordnung, immer zwanzig Personen, und wenn Gepäck ist, einer weniger. Die Ohren summen ein bißchen auf der Fahrt von dem plötzlichen Höhenunterschied, aber dafür sieht man draußen märchenhafte Bergspitzen vorbeigleiten, das Sonnenspitzl, das Zugspitzeck, drunten erscheint hinter einem Vorsprung der unwahrscheinlich grüne Eibsee — und plötzlich ist man am Ziel.

Man steigt aus und wundert sich gar nicht weiter, daß man nun auf der Zugspitze ist. Man geht durch das Berghotel, in dem nach langjähriger Vorausbestellung Kabinen mit zwei Betten übereinander zu haben sind, und die Preise steigen nicht einmal im Verhältnis zur Meereshöhe. Bitte, rechnen Sie nach. Wenn in Wien — 170 Meter ü. M. — ein Bett 5 Schilling kostet, wieviel darf ein Bett auf der Zugspitzbergstation — 2800 Meter ü. M. — kosten? Ich bekomme heraus: 8235,30 Schillinge. Stimmt's? Aber so viel kostet's nicht, Ehrenwort.

Wenn das nachdrängende Publikum es gestattet, hält man sich ein paar Minuten auf einer kleinen Plattform mit Fernrohr auf — Fernsicht bis zu den Schweizer Bergen, dem Säntis am Bodensee, auch mit bloßem Auge — und steigt dann in einem hölzernen Schacht eine leiterähnliche Treppe von 127 reichlich hohen Stufen in die Höhe. Der Schacht ist für die „Schwindler", die sonst wohl kaum die steile Wand, die man zwischen den Stufen durchgucken sieht, hinaufkämen. Nun steht man auf einem schmalen Grat, der noch dazu mit Bänken besetzt ist, um die man sich vorsichtig herumschlängeln muß. Man kann eventuell mit jedem Bein auf einer anderen Seite den Berg hinunterrutschen. Dann sucht man sich ein freies Plätzchen und sitzt. Sitzt und genießt. So geht heutzutage die Besteigung der Zugspitze von statten.

Wenn man nicht gleich am Ausgang aus dem Schacht einem der Bergführer in die Hände gefallen ist, die, mit einem langen, dicken Seil und ungeheurer Beredsamkeit bewaffnet, die wehrlosen „Hochtouristen" anfallen, die, noch ganz außer Atem von der Treppe, kaum imstande sind, sich mit Händen und Füßen sträubend, dieser Gewalttätigkeit zu entkommen. Man soll zum Münchner Haus hinaufgeführt werden, denn das ist nämlich eigentlich erst der Gipfel, der sogenannte Ostgipfel. Hin und wieder fällt auch jemand drauf rein, Gott sei Dank. Sonst wären die armen Bergführer ganz brotlos. Für die ist die Schwebebahn ganz gewiß keine segensreiche Einrichtung. Dann lassen sie sich zu Dreien das lange Seil in respektvollem Abstand um die Mitte schnüren, und der Führer geht leutselig plauschend mit der Pfeife im Munde voran, für fünf Schillinge, und macht ihnen vor, zum größten Entsetzen der Damen, wie man es anfangen kann, um abzustürzen.

Man kann aber sehr gut allein hinaufgehen. Es sind Drahtseile da, und man hat immer einen Stein vor sich, der groß genug ist, um den Fuß draufzustellen, selbst wenn der Fuß noch so groß ist. Nur beim Absteigen kommt es einem manchmal so vor, als ob nun bloß noch Luft da wäre. Aber das ist eine optische Täuschung.

Hinter dem Münchner Haus sieht man dann das ganze Isartal, das Loisachtal mit Garmisch-Partenkirchen, den Walchensee mit dem Herzogstand, das Tal, in dem man Schloß Linderhof vermuten kann, den Eibsee und sogar den winzigen, idyllischen Badersee, und ganz weit draußen den Starnbergersee. All das ist drunten durch den Ostgipfel verdeckt, und wer sich nicht heraufl traut, sieht's halt nicht. Aetsch!

Dort, wo die meisten Leute sind, geht ein Photograph herum, der einen durchaus mit echten Felsen im Hintergrund aufnehmen will. Aber wir hatten das leider selbst schon gemacht.

Nach drei Stunden pünktlich muß man sich zur Rückfahrt einstellen. Sonst gibt es keine Garantie für den Abtransport. Aber drei Stunden genügen, um sehr viele Ansichtskarten zu schreiben.

Ueber die Schwebebahn steht übrigens ein netter Satz in der kleinen Monographie der Zugspitze, die man für 1,70 Schilling erstehen kann:

„Während man sich in Bayern herumstritt, ob die Zugspitze eine Zahnrad- oder Seilbahn erhalten sollte, während sich die verschiedenen Projektanten gegenseitig bis vor die Schranken des Gerichts bekämpften, entstand in aller Stille die Seilschwebebahn von Ehrwald in Tirol aus."

Siehste, das kommt davon!

Dann schliefen wir die letzte Nacht in Oesterreich, in dem idyllischen Alpendorf Ehrwald. Aber trotz der frischgrünen

Matten und der liebenswürdigen blonden Kühe dachten wir wehmütig an die friedliche Nacht in Knittelsdorf. Denn die Dorfstraße war ein höllischer Tummelplatz sämtlicher Autos Europas.

Dann kam noch München. Autorundfahrt mit einem sehr witzigen Erklärer, dessen drittes Wort eine Anspielung auf das zu erwartende Trinkgeld war. So was würde kein Oesterreicher fertig kriegen. Eine große Enttäuschung an der nicht wiederzuerkennenden, gänzlich in Beton eingezwängten Isar, ein gemeinsames Maßkrügel im Hofbräuhaus, — und spät abends: Abfahrt nach Berlin.

Na, und wie man von Berlin eventuell nach Posen kommen kann, wird ja einigermaßen bekannt sein. Zudem ist meine letzte österreichische Zigarette eben ausgegangen!

Leute aus der Steinzeit.

Von Frank Hurley

Der australische Abenteurer Frank Hurley, der auch Neu-Guinea bereist und erforscht hat, in seinem Buche „Perlen und Wilde" (Abenteuer in der Luft, an Land und auf dem Wasser in Neu-Guinea, Verlag F. A. Brockhaus Leipzig), erzählt über die interessanten Entdeckungen, die der sogenannte „Verschollene Stamm" im Innern Neu-Guineas gemacht hat.

Das Dorf bestand aus einem einzigen riesigen Haus, 90 Meter lang, 15 Meter breit und am Scheitelpunkt des bogenförmigen Einganges 10½ Meter hoch. Dies Gebäude erinnerte mich sehr an ähnliche gewaltige „Ravis" im Puraridelta; denn auch hier sprang das Dach mit einer spitzen Schnauze vor, als stelle es ein Krokodil mit erhobenem Kopf und aufgesperrtem Rachen dar. Die Firstkette ragte weitere vier Meter vor und war am Ende schnabelförmig gespalten; ein menschlicher Schenkelknochen war quer hineingesteckt und sah aus wie das Wappenschild des Stammes.

Diesen ungefügen Schmuck bestaunten wir sehr und taten ihn daher in unsern Knochensack zu dem übrigen. Außer dem Haupteingang waren elf kleine Eingänge auf jeder Seite vorhanden, die in kleine Kammern führten. Der ganze Bau glich einem wackligen Schafschurschuppen, und es roch auch nach Schafen, von den ungewaschenen Bewohnern her. Die Haupthalle vorn in dem Gebäude war offenbar ausschließlich den Kriegern vorbehalten, während Frauen und Kinder die kleinen Kammern bewohnten.

Dies eigenartige Gemeinschaftshaus war auf einem strategisch vortrefflichen Punkt erbaut; denn von der Haupthalle hatte man einen Blick über den ganzen See, während im Fall einer Ueberraschung oder Niederlage die ganze Sippschaft in das Dunkel des Bambusdickichts ringsum verschwinden konnte, gerade wie sie es bei unserm Herankommen getan hatte.

Wir riefen die Wache an, scharf aufzupassen und uns beim ersten Zeichen der Gefahr zu warnen; dann traten wir ein und kamen in das Dunkel der Kopfjägerfestung.

Der Boden der Haupthalle war in Rechtecke abgeteilt, und zwar einfach dadurch, daß schwere Baumstämme hingelegt und quer verschnürt waren. Jeder Raum war offenbar für die waffenfähigen männlichen Glieder einer Familie bestimmt, die auf dem bloßen Erdboden schliefen, dicht an die schwelende Asche geschmiegt, um die Mücken zu vermeiden, oder die bei Tage auf den Stämmen hockten, ihre Steinäxte schliffen, mit Steinmeißeln Pfeilspitzen aus Knochen formten und Betelnuß kauten. An passenden Stellen befanden sich Hakenstände, wo die Bogen, Pfeile und Steinkeulen in ständiger Bereitschaft hingen. Von den Sparren baumelten Menschenschädel als schaurige Siegeszeichen sowie Federbenten herab. Es war wirklich eine echte Behausung der Steinzeit.

Die Familienabteilung war von der Höhle der Krieger durch eine hohe Wand getrennt, die aus geschickt zusammengebundenen Sagoästen hergestellt war. Wir kletterten diese Wand hinauf und schauten nur in das Dunkel dieser Augiashalle hinab; in dem Dämmerlicht unterschieden wir zwei Reihen kümmerlicher Verschläge, die durch niedrige Schranken voneinander abgeteilt waren. Jeder war mit einer Pritsche zum Schlafen versehen, sowie einer kleinen Tür, die ins Freie führte.

Alles war unsäglich kümmerlich. Wir waren in die stygische Höhle von vorgeschichtlichen Sumpfbewohnern geraten, die an dem Ufer eines Ursees hausten. In den Gehegen schwelte noch warme Asche; die Habseligkeiten hingen in zahllosen Taschen von den Sparren herab, und wenn wir auch Gewissensbisse wegen unserer Handlungsweise hatten, so plünderten wir sie doch. Nach Mc. Culloch ist selbst ein ungerechter Tausch kein Raub, wenn die Wissenschaft Nutzen davon hat; so sammelten und tauschten wir, zum großen Vorteil der Besitzer und zu unserer eigenen höchsten Befriedigung.

Schädel, Menschenknochen und allerhand Kleinigkeiten füllten unsern Knochensack; für alles, was wir wegnahmen, legten wir Aexte, Messer und Tücher hin. Fürwahr, der Weihnachtsmann hatte das Haus besucht! Eisen und Stahl ersetzten Knochen und Stein, und eine Million von Jahren wurde in einem einzigen Tag überbrückt! All die Dinge aufzuführen, die wir in den Netztaschen fanden, wäre freilich genau so unmöglich, wie die unzähligen kleinen Schätze und geheimnisvollen Sächelchen in der Handtasche der schönen Leserin herzuzählen.

Der Grasbeutel enthält ein vollständiges Gewand. Es stellt die neueste Urweltmode dar — einen feschen Grasrock, der an den Hüften anfängt und bis zu den Knien reicht; nun, vielleicht faßt in naher Zukunft auch das Seidentäschchen der modernen Frau eine ganze Garderobe; denn es hat ja den Anschein, als ob die allerneueste Mode wieder zu der Tracht der Vorwelt zurückkehrt! Das Grastäschchen enthält weniger goldenen Reichtum und Armut, ganz ohne Zweifel aber auch weniger Sorgen, Mühen und Aengste, die Millionen von Jahren uns auferlegt haben. Aber, wie mein Freund Mancer sagen würde, wir schweifen ab, und so wollen wir lieber noch in ein paar Täschchen hineinschauen, denn wir sind ebenso neugierig, aber vielleicht nicht so ungeduldig wie die Leserin. Hier ist eine Kinderwiege. Mama tut das Kleine nur in die Netztasche und hängt sie an die nächste Stange, wo sie es nur schaukeln kann, während sie in der Glut einen Fisch für die Abendmahlzeit umwendet. Dieser große Sack — er wimmelt von Ohrwürmern, Skorpionen, Kakerlaken und Spinnen — enthält eine Menge grasgeflochtener Taschen.

In jeder ruht die Klinge der Steinzeit — ein Steinaxtkeil. Daneben hängen die Schäfte. Dicht dabei finden sich, sorgfältig in Blätter gehüllt, Paradiesvogelfedern, eines Kopfjägers Kopfschmuck! Dann sind da Taschen mit leeren Miesmuschelschalen, die als Messer und Schaber gebraucht werden; roter und gelber Ocker zum Bemalen; Dolche aus zugespitztem Bambus und furchtbare Pfeilspitzen, widerhakig und in mörderischer Weise ausgeschnitten. Einige Taschen enthalten Grasröcke, andere Holzstücke, Zauber, Samen und Buschkräuter, deren Verwendung wir nicht kennen.

Dann suchten wir die Taschen alle der Reihe nach ab; überall trafen wir sorgfältig unsere Wahl, und immer ersetzten wir das Entnommene durch Geschenke von Aexten und Messern und durch Gegenstände, von denen wir annehmen konnten, daß sie von dauerndem Wert waren.

Aus unserem Raritätenkasten.

161.

Der Wellenbrecher von Cherbourg ist 3¾ Kilometer lang.

162.

Englische Sovereigns (Goldmünzen) verlieren jährlich durch Abnutzung nur 0,21 Tausendstel an Gewicht.

163.

Der Marschall Richelieu warf einmal eine volle Börse, die er seinem Enkel geschenkt hatte, aus Zorn darüber zum Fenster hinaus, daß dieser sie ihm gefüllt wieder zurückbrachte.

164.

1881 weigerten sich viele Burenmädchen und Frauen, mit ihren Bräutigams und Männern zu sprechen, ehe nicht ein günstiger Friede mit England geschlossen sei.

165.

Die ersten verunglückten japanischen Fliegeroffiziere wurden nach ihrem Tode vom Mikado zu einem höheren Rang befördert.

166.

Wenn die brütende Straußin fühlt, daß jetzt ihre Jungen bald auskriechen werden, zerbricht sie selbst eins ihrer Eier. Alsbald schwärmen die Insekten hinzu und machen sich über den Inhalt her. Auf diese Weise kann die Straußenmutter ihre fünfzehn und mehr Kücken bequem mit Nahrung versorgen, bis sie imstande sind, selber auf Nahrungssuche zu gehen.

167.

Asbest ist das einzige Mineral, das zu Kleidern verwandt wird, wenn diese nämlich feuerfest sein sollen. Mit Asbestwaffen und Werkzeugen kann selbst ein brennender Oelbrunnen bekämpft werden. Das Material ist schwer wie Stein im Rohzustand, aber leicht wie Baumwolle nach der mechanischen Behandlung. Es hält Feuer und ungeheuren Druck anscheinend ohne jede Veränderung aus. Wechsel der Temperatur vermag Asbest weder auszudehnen noch zusammenzuziehen. In den jüngsten Perioden der Erde sind die seidigen Asbestfasern bestehen geblieben, wenn die härtesten Felsen zertrümmert oder weggeschmolzen wurden. Manche behaupten, daß die Männer, die in Nebukadnezars feurigem Ofen überlebten, in Asbest gekleidet waren, da alte Schriftsteller von einem Gestein berichten, das „gesponnen und gewebt wurde", um Handtücher daraus zu machen", und daß man diese Tücher reinigte, indem man sie ins Feuer warf.

Fröhliche Ecke.

Einem geschenkten Gaul . . . Richard Wagner — so wird in Reclams Universum erzählt — erhielt von einem amerikanischen Verehrer eine Orgel geschenkt und ließ das Instrument von Anton Seidl prüfen. Dieser fand allerlei Mängel und wußte dem Meister die Schäden der Spende sehr beredt auseinanderzusetzen. Als er mit seinem Tadel gar nicht aufhören wollte, unterbrach ihn der Meister, halb geärgert und halb lustig, mit der humorvollen Abwandlung eines alten Sprichworts: „Einer geschenkten Orgel sieht man nicht in die Gorgel."